

Der erste Sohn.

Von Ernst Klein.

Traurig ließ Annita das Band
hängen.

„Wenn Du nicht hingehst, Mama,“
sagte sie, indem sie schmelzend die
rothen Lippen übereinanderstob,
dann freut mich das ganze Kränzchen
nicht. Dann bleib ich lieber zu Hause.
Wahrscheinlich, das thue ich.“

„Aber Kind, Du weißt doch, daß ge-
rade am selben Abend der Ball bei
Commerzienrath's ist. Ich kann doch
da nicht abgehen — um Dein Kränz-
chen zu kränzen! Siehst Du
dann das nicht an, Kind?“

Annita schweigend und ließ ihren Arm
darüber im Unklaren, ob sie die
oder nicht. Aber über ihr erigen
Wangen begannen große, feine
Wassertröpfchen zu rollen.

„Wie Du findest, bist Du,“ sagte
Frau Werner, „so kindisch! Ist es
dann nicht eher, als ich Dich ins
gleiche oder Tante Marie, die Dich
bis jetzt immer beschützt hat?“

„Nein“, rief der Bäckers-
knecht, „nein Mama, das ist nicht
eher. Die Tante Marie ist ja ganz
neut, aber siehst Du — sie ist eben
nicht meine Mama. Du warst
nie mit mir dort und —“

Annita sprang auf und ließ den
Tisch herum, um die Arme um ihre
Mutter zu schlingen. — „dann
ist Dir etwas, Mama. Alle
Mädchen kommen immer mit ihren
Mamas hin und thun so ungeschick-
lich mit ihnen. Nur ich komme
stolz mit ihnen. Auch Tante Marie
mit, denn ich doch wahrlich keinen
Schmerz machen kann. Und ich habe doch
so schöne und junge Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

„Gleichlich ist die schöne Frau über
das Goldhaar ihres Kindes. Sie
sollte sie der kleinen Kränzchen
einbringen, daß sie zu dem so
schönen und jungen Mama! Du
würdest alle, alle dort ausführen.“

Mannes verkauft, sollte sie jetzt schon,
nach den wenigen Jahren, da sie nach
seinem Tode ihre Freiheit wieder hatte,
auf all diese süßen, prächtigen Freu-
den und Triumphbe verzichten? Nicht
mehr sich selbst Worte in die Ohren
flüster lassen, nicht mehr die begeh-
rten Blide, die das Blut so wohnig
durcheinanderwirbeln, auf sich füh-
len? Nein, nein. Und gerade auf
den Ball bei dem Commerzienrath
sollte sie nicht verzichten. Der schöne
Kittmeister kam ja nur ihre Wege
hin —

Und wie sollte sie sich dann vor ihm
entfalten?

„Ich war Ballmutter!“
sagte sie. „Annita mußte das einsehen!“

Am nächsten Tag war große Ver-
sammlung im Hause Werner. Die Schnei-
derin war da! Annita sollte ein ganz
neues, weißes Kleidchen bekommen
und das Grauebene ihrer Mama ein
bisches aufgefrischt werden.

„Probieren Sie es einmal an, gnä-
dige Frau!“ sagte die Schneiderin.
Der Rock war übergeworfen, aber o
weh! die Taille ging nicht zu.

„Gnädige Frau sind in diesem
Jahre stärker geworden. Mindestens
fünf Centimeter.“

„Unn! Sie irren sich. Ich bin
nur nicht geschnitten.“

Das Gerücht wurde zusammenge-
setzt — umsonst. Die Taille klappte
noch immer ein gutes Stück.

„Wir müssen einen Einsatz machen,
gnädige Frau.“

„Von welcher Farbe?“

„Nun rosa, denke ich. Oder sollten
gnädige Frau Hellrot vorziehen?“

Frau Dr. Werner antwortete nicht
gleich. Beinahe ängstlich flog ihr
Blick nach Annita hinüber, die aus der
ferne ihre schöne Mama bewunderte.

Mit Rosa entschied sie sich für den
Ball, mit Hellrot für das Kränzchen.

Die Worte des Kittmeisters klangen
ihre durch's Ohr. „Gnädige Frau, bei
Ihnen findet man seine Jugend und
seine Thorsheit wieder.“

„Heliotrop macht ja zu alt,“ sagte
sie langsam und zögernd, „ich kann
doch auf den Ball bei Commerzien-
rath's nicht.“

Mit großen, erschrockenen Augen fuhr
Annita auf sie los.

„Mama, Du hast doch versprochen,
daß Du mit mir auf das Kränzchen
gehst!“ rief sie.

„Nein, Kind,“ erwiderte Frau Werner
ruhig, ohne sie aber anzusehen,
„nein, ich habe es mir überlegt.“

„Dann brauche ich das Kleid nicht,“
brach Annita aus und lief hinaus.

Frau Dr. Werner zuckte die Achseln.
„Sie ist so eigenfremd,“ sagte sie zu
der erstarrten Schneiderin, die sich mit
partout als Ballmutter mitschleppen.
— „Also wir nehmen Rosa. Oder
glauben Sie nicht, er?“

Die beiden Frauen verließen sich
nun in die Diskussion, ob der Einsatz
rosa oder creme, ob gerade oder schief
sein sollte.

Plötzlich horchte Frau Dr. Werner
auf. Sie hörte nebenan im Zimmer
die Stimme ihrer Annita. Und dazu
eine zweite, die frische eines jungen
Mannes.

Was, Otto Breidentamp, der ein-
malen kam!

„Sie horchte, lächelnd.“

„Nein“, hörte sie Annita sagen, „es
thut mir sehr leid, nicht kommen zu
können. Mama ist gerade an diesem
Abend verhindert.“

Frau Dr. Werner lächelte nicht
mehr.

„Wissen Sie,“ sagte sie zur Schnei-
derin, „ich werde es mir bis morgen
überlegen.“

Am nächsten Morgen trat sie wieder
vor den Spiegel. Es war trüb-
er Wetter, und am Himmel zogen schwere
Schneewolken dahin. Sie zündete
eine Kerze an, um deutlicher zu sehen.
Ganz nahe hielt sie die Kerze an ihr
Gesicht.

„Sah sie recht? Da am Auge eine
kleine Falte! Und noch eine! Klein
waren sie, ganz klein, aber sie waren
da — die Vorboten, diese untrüglichen
Vorboten.“

„Jetzt fehlt nur noch, daß ich schon
graue Haare habe,“ sagte die schöne
Frau und schob das üppige Haar an
den Schläfen auseinander.

„Reife schieben es durch das sollte
Braun der silbernen Fäden. Mit
zuckenden Händen riß sie ein Haar aus,
es brüllte — sie wollten
nicht alle werden, die grauen
Haare.“

Da trat sie tief aufathmend vom
Spiegel zurück.

Draußen hatte die Sonne einige
Male vergebens versucht, das dicke
Gewölbe zu durchbrechen. Nun began-
nen sie herunterzuwallen, die großen,
weißen Flocken — der erste Schnee.

Der Winter war da, und mit ihm das
Ende der sonnigen, warmen, heißen
Tage. Erst wenn er vorüber, kamen
sie wieder, kam der Frühling...

Aber ein anderer Frühling, ein
neuer, empfindlicher!

Die Schneiderin trat ein.

„Ich wähle Heliotrop,“ sagte die
schöne Frau.

Da füllte sie sich von hinten von
zwei weichen, zarten Armen umschling-
ten, und eine süße Stimme flüsterte
dankbar:

„Du liebe, Du süße Mama!“

Das war der andere Frühling. Und
auf ihrem Haupte lag der erste Schnee.

Da neigte die schöne Frau das
Haupt und meinte: —

— Vorsichtig, Frau: „Nun,
Männchen, wie gefällt Dir denn unsere
neue Köchin?“ Mann: „Nach Dir
Weiber, sehr gut.“

— Treffende Bezeichnung.
A. Eine Verwandten bemühen sich
jetzt gemeinsam, mir eine reiche Frau
zu besorgen! — B. „Also quatsch
Schulbegründungs-Commission!“

Trude.

Von Paul Ernst.

In einer alten kleinen Stadt stand
ein Häuschen, vor dem war ein hoher
Tritt mit eisernen Geländern und
blonden Messingtugeln; dahinter zog
sich ein großer Garten mit schönen
Obstbäumen den Berg hinauf, wo
oben ein Dörrhäuschen stand; von hier
aus sah man über die unregelmäßigen
Bäume und über das Städtchen mit
den roten Dächern und runden Bäu-
men dazwischen und einer ganz hohen
Pappelallee und über einen Fluß, der
in der Sonne glänzte, ein grünes We-
senthal und blickte sich gerade dehnen-
den Bergzug mit dunklem Wald.

In dem Häuschen lebte ein freund-
liches altes Ehepaar mit einem Töchter-
chen. Die beiden Alten hatten sich
erst recht spät geheiratet, nachdem sie
dreißig Jahre lang heimlich verlobt
gemein waren, denn die Eltern des
Mannes wollten bei ihren Lebzeiten
ihre Einwilligung zu der Ehe nicht ge-
ben. So ergaben sie in ihrem Alter
noch das ganze Kindchen, das wohl
kaum achtzehn Jahre alt sein konnte;
es sah aber viel jünger aus nach seiner
Feiur, nach dem Gesicht viellecht ein
wenig älter. Es war ein blaßes und
schüchternes Wesen, das keine Freun-
din hatte, zu der es in der Dämmer-
stunde hinüberlief, sondern es lebte
ganz allein mit den Eltern.

Der Mann war ein frommer Hand-
werksmeister gewesen, hatte aber jetzt,
bei seinen Jahren, die Thätigkeit auf-
gegeben und sah still am Fenster, in
dem Myrthen und Geranien standen.

Er freute sich am meisten über eine
Sammlung von schönen alten Gulden
und Thalern, die nach sein Großvater
aufgehoben hatte. Am Sonntag
Nachmittag kam er sie aus dem
runden Tisch, puzte sie auch wohl
mit Kreide und Branntwein und er-
klärte dem neugierigen Töchterchen
allerhand Erbauendes, was auf den
alten Stücken geprägt war: bei den
Pilgerwäldern, daß wir durch diese
Welt wandern müssen und endlich in
das himmlische Reich gelangen, wie
ein Pilgrim firdas geht und Abends
an seinen Ort kommt; der Glöckner-
thaler mochte uns an den Sonntag,
wo die Kirchenglocken uns rufen,
Gottes Wort anzuhören, und wir
dürften da nicht an neue Kleider den-
ken oder an andere weltlichen Dingen;
bei den Wäldern mochte uns zeigen uns,
wie die Menschen beschaffen waren in
den heidnischen Zeiten, die ihnen das
Christenthum gepredigt wurde, wie sie
sich da gar nicht schämten, sondern
ganz nackt herumgingen und nur
einen Ledersack trugen. Während
solcher Reden setzte dann das Töchter-
chen den Kaffee in einer braunen
Kanne auf den Tisch, indem sie an-
dächtig und oft mit einem frommen
Tränen im Auge den Erklärungen
lauschte.

Nun hatten die Nachbarn einen
Sohn, der zählte damals wohl zwanzig
Jahre und besuchte seit zwei Ja-
hren die Universität. Dieser war
immer ein stiller und kluger Knabe ge-
wesen, der hinter den Büchern gelesen
hatte, und deshalb hatten die Eltern
auch gemeint, es sei gut, wenn sie ihn
das kleine Vermögen vererbten lie-
ßen, und viellecht bekomme er auch
Stipendien und könne Stunden ge-
ben. Er hatte eine berrliche Freundschaft
zu der kleinen Trude (denn so
hieß das Mädchen) und nicht nur in
der ersten Kindheit, sondern auch
später, in der Zeit, wo die Knaben
hochmüthig werden und mit den Mäd-
chen nicht spielen wollen, und nach-
dem sie verlegen sind und in der
Trübsunde nicht wissen, was sie mit
ihnen reden sollen. Wenn er jetzt in
den Ferien zu Hause war, so erzählte
er ihr vieles von der Universität und
von einem Professor, der ihn zu einem
Tischabend eingeladen hatte, und be-
sonders von der Wissenschaft, wie die
das höchste sei, was es gebe, und ein
Mensch sei nur glücklich, wenn er sich
ihre ganz widme, und seine Eltern
müßten wohl, daß er Lehrer werden
sollte, oder er wollte ein „Soldat der
Wissenschaft“ werden (das war sein
Lieblingsausdruck: Soldat der Wis-
senschaft); er wolle auch schon eine
Aufgabe, denn man müsse sich auf
etwas Besonderes beschränken, und
das Herumschweifen lauge nichts;
nämlich, er wolle mitarbeiten an der
Neubau eines alten Schiffstellers,
den Trude nicht kannte. Zwar bringe
er, daß man große Opfer bringen
müsse für solchen Zweck des Lebens,
denn zum Beispiel werde er mit vielen
Arbeiten kaum so viel verdienen, daß
er selbst leben könne, und er werde
deshalb nie eine Familie zu begründen
vermögen; aber gern verzichte er auf
solches alles, wenn er nur zu dieser
Thätigkeit gelangen könne.

Die kleine Trude bedachte sich der-
artige Reden lange. Und als sie eines
Abends wieder mit ihm zusammen im
Garten saß, sprach sie zu ihm, daß sie
das sehr gut finde, daß er sich nicht
verheirathen wolle, und sie selbst wolle
sich auch nicht verheirathen. Und als
sie so sprach, wurde sie sehr verlegen
und schämte sich.

Aber nach kaum zwei Jahren, wie
der Student seine Universität eben
beendete, kam die Nachricht nach Hause,
daß er sich verlobt habe. Seine El-
tern waren recht böse, denn sie hätten
eine andere Braut lieber gemocht;
dieser war nur die Tochter seiner
Mutterheile, bei denen er gewohnt; es
hatte auch Niemand vorher von seiner
Verlobung gewußt, und wie er gefragt
wurde, sagte er, es sei sehr schnell ge-
kommen für sie beide. Diese neue
Braut war aber recht hochmüthig,
rückwärts die Nase über die niedrigen
Stüben der Eltern und ließ sich von
der Mutter in Allem befehlen, hat-
te beßiglich zu sein, also, daß man
merkte, sie wolle etwas Besonderes

vorstellen, das ihr aber nicht gelang.

Die kleine Trude verblühte sehr
schnell und lag mit einem winzigen
spitzen Gesichtchen am Fenster mit ih-
rer Näharbeit, indem die beiden Eltern
langsam älter wurden.

Da kam, wenige Jahre nach jener
Verlobung, der junge Candidat als
Lehrer in seine Heimatstadt; er
machte Hochzeit und zog in das Häu-
schen seiner Eltern, die gestorben wa-
ren. Aber die Ehe war nicht glücklich,
denn beide Gatten machten keine
freundlichen Gesichter, sondern sahen
niedergeschlagen und ärgertlich aus.

Eines Tages, als Trude allein in
ihrem Garten saß bei dem Dörrhäu-
schen und weit hinausblöde über den
blinkenden Fluß bis zu der gerade sich
dehrenden Bergwand gegenüber, trat
ihre Freundin durch das Fenster, kam
herauf und setzte sich zu ihr. Er wollte
mit einem Scherz seine Rede beginnen,
aber das Wort stockte ihm in der
Röhle, und plötzlich fing er ganz her-
zbrechend an zu weinen und legte sei-
nen Kopf auf ihre Schulter.

Erst war ihr, als wolle ihr das
Herz still stehen vor Schreck und Ver-
legenheit, aber dann freudete sie sein
Haar, und wie er schluchzte, freudete
sie immer sein Haar. Zuletzt hob er
sein Gesicht zu ihrer Schulter und
legte den Kopf zurück gegen die Lehne
der Bank, hielt die Hand vor die Au-
gen aus Scham. Da küßte sie ihn
leise auf die Stirn mit kühlen Lippen
und ging fort, mit leisen Schritten,
und indem sie ihr Kleidchen hochhob,
um nicht zu rutschen.

Von dieser Zeit an wurde sie sehr
krank, und endlich mußte sie sich in's
Bett legen. Neben der Eheleute er-
warteten ein Kindchen, und es war ab-
gemacht, daß sie Pathe werden sollte.
Deshalb hatte sie angefangen an einem
Taufkleidchen zu fiden. Sie sah auf-
recht in ihrem Bett und hatte ein
glückliches Gesicht, wenn sie an dem
Kleidchen arbeitete.

Als das Kleidchen fertig war, ließ
sie den jungen Oberlehrer rufen, und
ihre Eltern mußten aus dem Zimmer
gehen, weil sie mit ihm allein reden
wollte. Dann sprach sie zu ihm, daß
sie von ihm, was sie jetzt sagen wolle,
nie etwas würde erzählt haben, aber
jetzt müsse sie bald sterben, und da
schäme sie sich nicht mehr, denn etwas
Unrechtes sei es ja nicht. Sie habe
ihm von Kindheit an lieb gehabt, weil
er immer so still und bescheiden ge-
wesen sei und nicht wie die anderen,
und hätte nie anders gedacht, als sie
würde sich einmal heirathen, und seine
seligen Eltern hätten das auch gern
gehabt, das habe sie wohl gemerkt, weil
seine Mutter immer so lieb zu ihr ge-
wesen sei. Als er ihr damals gesagt
habe, daß er nicht heirathen könne, sei
sie zuerst sehr traurig gewesen, dann
aber habe sie sich gefast und gemeint,
daß einem Menschen doch nicht alles
Glück beschieden sei, und es sei doch
auch jetzt schon so schön und gut, daß
man es sich gar nicht schöner wünschen
kann, wenn man nicht wüßte, daß eine
Ehe doch das höchste sei; auch wisse
man nicht, was alles gut ist, denn so
sehr kräftig sei sie doch nie gewesen,
und das eheliche Leben viellecht besser
für sie. Und auch als er sich verlobt
habe, sei sie noch ganz gefast gewesen,
zwar recht traurig, aber sie hätte sich
gedacht, sein ältestes Kind solle ihr
Pathe werden und oft bei ihr spie-
len, und sie wolle ihm dann später ein-
mal ihr Vermögen vermachend, denn sie
habe nicht gemeint, daß sie so früh
sterben werde. Aber als sie gemerkt,
daß er so unglücklich sei, da sei sie
ganz untröstlich geworden und habe
sich auch Vorwürfe gemacht, denn das
sei ihr gleich anfangs bewußt gewesen,
daß seine jegige Frau mehr Schuld an
der Verlobung gehabt wie er; und
viellecht, wenn sie sich nicht so ge-
schämt hätte und hätte ihm etwas ge-
sagt, so wäre alles anders geworden.
Jetzt sei das nun nicht zu ändern, und
viellecht habe es Gott so gewollt. Und
darum bitte sie ihn nun, er möge Ge-
duld haben mit seinem Weibe, denn es
müßte alles nur schlimmer werden
durch Ungebuldigkeit. Sie wisse wohl,
daß solcher Rath nicht viel werth sei;
aber sie habe sich überlegt, wie sie ihm
selbst könne, und da sei ihr nichts
Weiteres eingefallen, wie dieses We-
nige.

Nach diesen Worten entließ sie ihn.
Und als der Mann nach Hause ging,
bedachte er, daß er noch nicht dreißig
Jahre alt war, und das Leben, das er
noch vor sich hatte, erschien ihm plötz-
lich als ein langer, langer Gang in
einem Dunkel, das ihm Schmerz in
der Seele machte.

Auf dem Submissionswege.

Humoreske von Max Mundt.

Ich will nicht hoffen, daß Ihnen
der „Krahwinter Telegraph“ noch
unbekannt ist. Das wäre unerschö-
plich. Der „Krahwinter Telegraph“
ist nämlich die Zeitung, die wochentags
und unternehmungsstills genug
war, mich als Spezial-Verichterstatter
und Interviewer zu engagieren. Dieses
Blatt erscheint, um dem Leser immer
nur das Auserlesene zu bieten,
morgens sechs Uhr an, alle zwei
Stunden. Die Einrichtung, den
„Krahwinter Telegraph“ auch Nachts
alle drei Stunden erscheinen und den
Abonnenten durch Expressboten sofort
nach Erscheinen zuzustellen zu lassen,
haben sich unsere p. i. Abonnenten leider
verbeten. Dieses Blatt nun hat mir
den Auftrag, mich an den Hof irgend
eines asiatischen Königreiches zu be-
geben, das gerade in Begriff stand, das
alte, fabelschöne Gewand ange-
stammter Kultur abzulegen und dafür
das neuzeitliche Gewand europäischer
Civilisation anzuziehen. Bei diesem
bedeutungsvollen Moment des Wech-
sels sollte ich nun zugegen sein
und den wissenschaftlichen Lesern das

Weltblatt „Krahwinter Telegraph“

den interessanten Prozeß in Wort und

Momentphotographien zu Gemüthe zu

führen.

Ich ging, ich eilte, vielmehr ich flog
dorthin. Als findiger und windiger
Journalist ließ ich mich von einem
lebenslustigen Luftballon an das Ziel mei-
ner Wünsche befördern. Zwar führte
der lebenslustige Verosthaft mit bemerks-
werthem Eigensinn mich nach dem Wes-
ten, während ich dem Steuer begreif-
lich zu machen suchte, daß meine Wün-
sche nach Osten gerichtet sind. Was
half's? Als onschlagiger Kopf und
praktischer Mensch, der auch widrige
Winde sich dienstbar zu machen ver-
steht, ließ ich mich einfach nach Westen
treiben. Die Erde ist rund, kalkulirte
ich; demgemäß muß ich ja von der ent-
gegengesetzten Seite ebenso gut an
Ziel kommen können. Und das
hinante. Ich kam wirklich an den Hof
und machte mich zu meinem Interview
bereit.

Aber wen sollte ich zuerst inter-
viewen? Welcher Persönlichkeit mußte
ich für die gegenwärtige Kulturpo-
die die größte Wichtigkeit beimessen?
Ich kann lange nach. Endlich verfiel
ich auf den Kriegsminister. Auf sei-
nem Gebiete menschlichen Schaffens
und Denkens herrscht ein so ungehe-
rer Fortschritt, eine derartig rapide
Entwicklung, daß eine gründliche, die
heute eingeführt wurde, morgen als
absolut unzulänglich wieder veraltet
und fast vergessen ist, wie in Heeres-
und Kriegsangelegenheiten. So wird
mich also ein Interview bei dem
Kriegsminister am besten über den
geistigen Stand und die intellektuelle
Regsamkeit dieser asiatischen Nation
aufklären, sagte ich mir.

Der Kriegsminister kam mir entgegen
und umarmte mich. Natürlich
hatten ihm die Zeitungen längst die
Ankunft des Spezial-Verichterstatter
zum „Krahwinter Telegraph“
angekündigt. Dieser Empfang drück-
te mir eine sehr gute Meinung von
dem Kulturstand des Volkes im all-
gemeinen und der militärischen Fähi-
gkeiten des Kriegsministers im besonde-
ren bei.

Sie kommen gerade zur rechten
Zeit, rief mir der Chef des gesamm-
ten Militärwesens zu.

Zu rechter Zeit? Selbstverständlich,
mein Herr! Ich komme immer zur rech-
ten Zeit, bemerkte ich ein wenig von
oben herab.

„Ohne Frage. Aber Sie treffen ein
hochpolitisches Moment — Sie
wissen bereits...“

Freilich, freilich! Ich bin genau
orientirt, wandte ich ein, getreu mei-
nem Prinzip, daß ein Journalist alles
wissen müsse, konnte mich aber doch
nicht enthalten, hinzuzufügen: